

Schriftlesungen zum Tag von Prior P. Jakob Deibl

13. Sonntag im Jahreskreis

Jesus blickt nach vorne und wendet sich doch zurück

Das Evangelium des heutigen Sonntags (Lukasevangelium 9,51–62) verbindet zwei Erzählungen, die nichts miteinander zu tun haben scheinen. Vielleicht können wir jedoch einen Punkt finden, der uns einen Zusammenhang sehen lässt.

Jesus beschließt, nach Jerusalem zu gehen. Einige aus seiner Gruppe – „Boten“, auf Griechisch „angeli“, d.h. Engel – gehen voran, werden aber mit einer Situation der Ungastlichkeit konfrontiert: In einem nicht näher genannten Dorf wird ihnen die Aufnahme verweigert. Zwei Schüler Jesu, Jakobus und Johannes, haben die Idee, man könne Feuer vom Himmel herabrufen, das die ungastlichen Dorfbewohner vernichten möge. Jesus jedoch *wendet sich um* und tadelt die beiden Jünger. Sie gehen weiter in ein anderes Dorf. Damit ist klar, dass es aus christlicher Sicht keine Gewaltmaßnahmen als Vergeltung geben darf.

Die zweite Erzählung, die unmittelbar danach berichtet wird, ist erneut eine Geschichte des Unterwegsseins. Irgendeiner, der nicht genauer vorgestellt wird, meint, er wolle Jesus folgen, wohin er auch gehe. Jesus antwortet mit einem Vergleich aus dem Tierreich: Füchse und Vögel hätten einen Ort, an welchem sie zuhause seien. Anders der Menschensohn, „der nicht hat, wohin er das Haupt legt“ (Lk 9, 58). Noch zwei weitere Male wird die Frage der Nachfolge gestellt. Jesus antwortet Menschen, die dazu zwar bereit sind, aber vorher noch wichtige Pflichten erfüllen wollen, dass dem Reich Gottes eine Priorität zukomme. Die Lesung aus dem ersten Buch der Könige (19,16.19–21) zeichnet demgegenüber ein anders Bild. Als der Prophet Elija den Elischa zum Schüler beruft und dieser von seinen Pflichten spricht, die er zuvor noch zu erfüllen habe, erfolgt, wie ich diese Stelle lese, keine Zurückweisung. Die Frage mit der Nachfolge ist also vielleicht doch komplizierter?

Mir geht es heute aber vor allem um die Frage, wie die beiden Erzählungen aus dem Lukasevangelium zusammenhängen könnten. Es scheint mir, als könnte man die kurze Sequenz zur Nachfolge als eine Erläuterung lesen für das, was zuvor geschah. Erinnern wir uns: Die eifrigen Schüler Jesus wollen, weil sie und ihre Botschaft abgelehnt werden, mit Macht ein Exempel der Vernichtung statuieren, was Jesus klar zurückweist. Offensichtlich fühlte sich die Gruppe stark genug, solche Drohungen auszustoßen, was auch immer man sich unter dem Feuer vom Himmel vorstellen mag (etwas Gutes ist es wohl nicht). Nachfolge Jesu bedeutet jedoch, wie Jesus in den folgenden, nur ganz kurz geschilderten Begegnungen klarstellt, auf eine letzte Sicherheit verzichten. Der Menschensohn hat nicht, wohin er sein Haupt legen kann.

Der Glaube bedeutet auch ein Ausgesetzt-Werden. Wenden wir nun diesen Verweis auf das Thema einer fehlenden Versicherung auf die vorhergehende Geschichte zurück, ergibt sich eine tiefere Deutung des Tadels Jesus gegenüber den gewaltbereiten Schülern: Eine letzte Sicherheit kann vor allem in der Gewalt nicht gefunden werden kann, zu der man vielleicht fähig wäre. Sie ist kein Fundament, auf dem man bauen kann. Sie kann niemals der Ort sein, auf den wir uns wie die Füchse in ihren Bau zurückziehen.

Dies bedeutet, wenn wir die Überlegungen weiterführen, dass wir auch in einzelnen Anweisungen Jesu keine absolute und letzte Sicherheit finden können. Nachfolge ist die freie und selbstverantwortete Neuerfindung des Weges, den Jesus uns vorangegangen ist. Das ist vielleicht ein wenig ernüchternd, auf jeden Fall ist es alles andere als beliebig. Es geht um den eigenen Gebrauch der Freiheit, zu der uns Christus befreit hat – so Paulus im Brief an die Gemeinden von Galatien in jener Stelle, die wir heute lesen (Gal 5,1.13–18). Dieser Gebrauch der Freiheit ist freilich nicht leicht, wie Paulus weiß: Er bringt uns immer wieder in einen inneren Streit: Verschiedene Kräfte in uns – Paulus spricht von Geist und Fleisch – begehren gegeneinander auf und sind miteinander in Streit.

Freiheit würde bedeuten, dass sich Geist und Fleisch nicht mehr gegeneinander richten, sondern einer das andere annehmen kann. Das hat vielleicht etwas mit dem *Geist des Mitleids* zu tun, von dem wir am vergangenen Sonntag gehört haben und der sich vom Ungeist der Gewalt unterscheidet, mit dem die beiden Schüler Jesu das ungastliche Dorf strafen wollen.

Interessant ist hier noch ein Detail: Zweimal kommt in der Stelle mit dem ungastlichen Dorf das Wort Gesicht vor: Jesus wendet sein Angesicht, nach Jerusalem zu gehen (Lk 9, 51), und er schickt Boten vor sein Angesicht (Lk 9,52). Seine Richtung ist völlig klar nach vorne orientiert – dorthin, wohin das Gesicht blickt. Hier gibt es kein Zurückblicken, kein Sich- Umwenden, kein die Hand-an-den-Pflug-Legen, wie Jesus es denen einschärft, die ihm nachfolgen wollen, aber noch Verpflichtungen haben. Und doch wendet sich Jesus selbst zu seinen Schülern um, als er bemerkt, wie gründlich sie seine Botschaft missverstehen, als sie Feuer vom Himmel herabrufen wollen. Die Richtung Jesu ist völlig klar, er blickt nicht zurück und legt die Hand nicht an den Pflug. Und doch muss er sich, als seine Schüler ihm nicht folgen können, zu ihnen umdrehen. Sein ganz klarer Blick nach vorne nützt hier nicht mehr, sie brauchen ihn. Der Geist des Mitleids bewegt ihn, sich umzuwenden und auf sie zu schauen.

Vielleicht können wir dann als Antwort mit dem ebenfalls für den heutigen Sonntag vorgesehenen 16. Psalm sagen:

Behüte mich, Gott, denn bei dir habe ich mich geborgen!
Ich sagte zum HERRN: Mein Herr bist du, mein ganzes Glück bist du allein. [...]
Darum freut sich mein Herz und jubelt meine Ehre,
auch mein Fleisch wird wohnen in Sicherheit.
Denn du überlässt mein Leben nicht der Totenwelt;
du lässt deinen Frommen die Grube nicht schauen.
Du lässt mich den Weg des Lebens erkennen.
Freude in Fülle vor deinem Angesicht,

Wonne in deiner Rechten für alle Zeit.
(Psalm 16,1f.9–11)